

Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weßl.

(15. Fortsetzung.)

Der Zug verlangsamte das Tempo. Signallichter flogen an den Fenstern vorbei. Mit Geräusch ging's über Weiden. Ein langgedehnter Pfiff, und der Zug hielt.

Die beiden Agenten waren die ersten, die ausstiegen. Sie postierten sich an den beiden Thüren des Durchgangswaggons.

Doktor Martens blieb im Gange. Alle Coupés öffneten sich. Die Reisenden eilten zur Zolstation.

Auch die Thür des referierten Coupés hatte sich geöffnet und — der Kommissar prallte entsetzt zurück. Eine völlig fremde Frau mit dunklen Haaren und grauem Reisefleisch trat auf den Gang.

Woher kam plötzlich diese Fremde? War die Baronin nicht allein gefahren? Aber sah sie noch im Coupé?

Die Fremde war, ohne den Kommissar anzusehen, zur Thür gegangen. Auf dem Weg richtete sie an einen Reisenden eine Frage. Der Agent kratzte sich wie andere Reisende anstandslos vorbei.

Doktor Martens drängte sich durch die Passagiere zur Schiebetaür des Coupés und rief sie auf.

Das Coupé war — leer. Die Kommissar lagen geordnet auf den Sammelstufen.

Wie war das denkbar. . . ? Die Fremde, die eben jetzt den Waggon verlassen hatte, war doch nicht die Baronin selbst. . . ?

Aber nein! Das war unmöglich! Er hatte ihr Gesicht gesehen, ihre Stimme gehört! Es war gewiß nicht die Baronin.

Der Kommissar rannte zur Thür. „Wo ist die Fremde hin?“

„Welche Fremde, Herr Kommissar?“ fragte Huber.

„Eine große, schwarze Frau — Mensch — strengen Sie Ihren Kopf an — wir sind ihr ja aufgefallen — aufgefressen!“ rief der Kommissar.

„Herr Doktor — da so lauter fremde Leute! — ich weiß nicht, was Sie meinen. Die Frau Baronin ist nicht vordrängeln.“

Der Kommissar eilte zum Zollbureau.

Nichts! Er suchte die Restaurationsräume ab. —

Umsonst! Die hohe schwarze Frau war nicht zu finden. . .

Der Wiener Schnellzug hielt vierzig Minuten in Pontafel. Die Zeit bedeutete dem Kommissar eine Zeit ohnmächtiger Wuth, beschämender Demüthigung.

Das er in der letzten Minute um den Erfolg einer dreiwöchentlichen, mühevollen Arbeit gebracht werden konnte, hatte er wahrhaftig nicht vorausgesehen. Auf Schwierigkeiten, auf Kämpfe war er gefaßt gewesen, aber auf eine solche Ueberrumpelung nicht.

Was nun beginnen?

Jene Frau, die er von Venedig bis Pontafel so fürsorglich behütet hatte, war eine Fremde, wahrscheinlich eine erkaufte Person, die mit der Baronin im Einverständnisse gehandelt hatte. Er kam sich unglücklich lächerlich vor.

Aber wie war es nur möglich? Er hatte doch die Baronin in Venedig ganz deutlich am Coupéfenster gesehen!

Selbst dieser Fremden konnte er nicht mehr habhaft werden. Die Befand sich sicherlich schon wieder auf italienischen Boden, den sie ja von Pontafel aus in wenigen Minuten erreichen konnte. Ganz hilflos war er. Aufgefressen einem Weibe, er, der erfahrenen Kommissar, aufgefressen wie ein Neuling!

Und die Baronin? Die sah wohl irgendwo und lächelte ihn aus. Der Kommissar knirschte mit den Zähnen.

Was anfangen? . . . Die italienischen Behörden in Bewegung setzen? Jenen großen Skandal provozieren, den auf alle Fälle zu vermeiden, ihm von seinem Vorgesetzten eingeschärft worden war?

Nach Wien fahren und vor den Vizepräsidenten mit den Worten treten: „Ich bin von einer Frau dupirt worden, bitte, pensionieren Sie mich wegen meiner Unfähigkeit?“

Die geballten Fäuste in die Taschen seines Winterrobes verfenkt, schritt er auf dem Perron auf und ab. Da trat ihm ein Kondukteur in den Weg und fragte:

„Bitte, mein Herr, sind Sie der Doktor Martens aus Wien?“

„Ja.“

„Dann habe ich einen Brief für Sie.“

„Von wem?“

„Die Dame, die im Coupé neben Ihnen saß, gab ihn mir in Wien mit dem Auftrage, ihn Ihnen erst in Pontafel zu übergeben.“

Der Kommissar erbrach rasch das Schreiben und las:

„Gehört Herr Doktor! Ich bin mit herzlich leid, Ihnen diese kleine und unannehme Ueberweisung bereiten zu haben. Aber ich konnte nicht anders. Bei unserer letzten Unterredung habe ich um zwei

Tage Frist gebeten, doch hatten Sie nicht die Liebenswürdigkeit, mir sie zu gewähren. So blieb mir kein anderer Ausweg, als, so sehr es meiner inneren Natur widerspricht, zu einer Täuschung Zusage zu nehmen.“

Forschen Sie nicht nach mir. Ich werde in zwei, längstens drei Tagen mit demselben Zug, in welchem Sie mich heute nicht fanden, in Pontafel eintreffen. Ich habe keinen Grund, die österreichischen Gerichte zu scheuen. Ich komme bestimmt. Ich komme, weil ich mehr Interesse an der Erziehung des Mörders habe, als Sie aben.

Verzeihen Sie, daß ich zu Mitteln griffe, die ich verabscheue, aber die Nothwendigkeit gebot es.

Ihre ergebene

M. St.

Der Kommissar las den Brief noch ein zweites Mal. Dann gerümpelte er ihn vor Wuth.

Eine naive, doch etwas zu starke Zustimmung, von ihm zu verlangen, daß er den Versicherungen Glauben schenken sollte! War es denkbar, daß diese Frau selbst kommen werde? Sprach denn nicht alles gegen eine solche Annahme?

Jetzt blieb es rasch handeln. Ein zweites Mal sollte es ihr nicht gelingen, ihn zu dupiren.

Er eilte ins Bureau, stellte sich dem Stationschef vor und fragte:

„Wann passiert der nächste Zug nach Venedig die Station?“

Der Kommissar stampfte mit dem Fuße auf. Also zu sechs Stunden Unthätigkeit war er jedenfalls verdammt. Mit dem Wagen nach Venedig zurückfahren, daran war nicht zu denken. Die eine Nacht mußte er unbeding in Pontafel bleiben.

Und zwölf Stunden Vorprüfung waren dadurch der Baronin gesichert. Es war ihr also ein Leichtes, irgend- einen Hasenplan zu erreichen und sich einzufleischen, ehe er sich von hier auch nur fortzubewegen konnte.

Der Kommissar ertündigte sich nach der Abfahrt übersezierter Dampfer.

Von Genoa, Venedig, Brindisi und Triest gehen morgen früh nach allen Weltgegenden Schiffe ab, lautete die Antwort.

Der Kommissar legte eine Depesche an alle Polizeileitungen der Hafenstädte ab, in der er eine genaue Personenbeschreibung der Baronin gab, ohne deren Namen zu nennen, und um fortwährende Anhaltung der Frau ersuchte. Das Telegramm lief er im Dienstloche durch den Vizekommissar der Grenzstation expediren.

Dann ließ Doktor Martens das Gepäck der Baronin holen und durchsuchte es in Gegenwart seines Amtsvorgängers. Außer Wäscheutensilien fand der Kommissar bloß eine rotblonde Perücke, einen Reisehut mit dünnem Schleier und eine dunkle, englische Toilette, kurz jenes Kostüm, in dem er die Baronin mit eigenen Augen in Venedig in den Zug hatte steigen sehen.

Ehe der Kommissar sich nach einem Nachhausewege umgab, verfaßte er einen knappen Bericht an Polizeikommissar der Grenzstation expediren.

Dann ließ Doktor Martens das Gepäck der Baronin holen und durchsuchte es in Gegenwart seines Amtsvorgängers. Außer Wäscheutensilien fand der Kommissar bloß eine rotblonde Perücke, einen Reisehut mit dünnem Schleier und eine dunkle, englische Toilette, kurz jenes Kostüm, in dem er die Baronin mit eigenen Augen in Venedig in den Zug hatte steigen sehen.

Die beiden Agenten saßen in dem gedrückten Neben der Kommissar auf dem Perron. Der Wiener Schnellzug war schon abgedampft, als Doktor Martens sie heranzog und ihnen befahl, ihm zu folgen. Er begab sich in ein Hotel, das dem Bahnhof gegenüberlag und ließ zwei Zimmer öffnen.

Lange wachte es, bis er in einen unruhigen Schlummer verfiel.

Zeitig früh war er schon wieder auf den Beinen. Ohne zu frühstücken, eilte er ins Stationsgebäude.

„Ja, wollte eben zu Ihnen schicken,“ empfing ihn der Stationsvorstand, dieses Telegramm aus Wien ist für Sie da.“

Mit bangen Gefühlen erbrach Doktor Martens das Siegel. Die Depesche enthielt nur die wenigen Worte:

„War vorausgesehen. Bleiben Sie in Pontafel. Komme morgen früh.“

Sie werden die Baronin früher finden, als Sie glauben.

Wurz.“

Sprachlos starrte der Kommissar auf die Depesche. . .

11. Kapitel.

Wo aber befand sich die Baronin? Wie war es ihr gelungen, die Aufmerksamkeit des Polizisten derart zu täuschen? Wo war sie entkommen?

„Während Doktor Martens nach- der in Pontafel sich den Kopf zer- brach, sah Baronin Sternburg in einem dunklen Winkel eines Coupés dritter Klasse des Römer Postzuges. Niemand hätte sie wiedererkannt. Eine schwarze Perücke über das gold- blonde Haar gestülpt, das Gesicht verdeckt, in einfacher Kleidung, das Umhängtuch bis über die Ohren hinaufgezogen — kein Mensch hätte geahnt, daß das Frau war, die in ihrem Wiener Salon die vornehme Gesellschaft empfing.“

Als Doktor Martens die Baronin nach jener folgenschweren Unterredung verlassen hatte, war ihr erster Gedanke: Flucht!

Aber sie erkannte auch, daß eine Flucht nicht leicht zu bewerkstelligen war. Sie würde ja beobachtet und konnte keinen Schritt thun, ohne daß die Häcker ihr folgten. Nur große Kühnheit konnte zum Ziele führen.

Sie zog ihr Kammermädchen, das ihr treu ergeben war, ins Vertrauen und fragte sie, ob sie bereit wäre, an ihrer Stelle nach Pontafel zu reisen. Die Frauen hatten ungefähr dieselbe Gestalt. Eine rotbe Perücke und die Kleider der Baronin sollten die Täuschung vervollständigen.

Das Mädchen willigte umso lieber ein, als ihr die Herrin die Gefährlichkeit des Unternehmens klar zu machen verstand und eine schöne Ausstattung und überdies noch so reichen Lohn versprach, daß das Mädchen durch ihre Zusage eine sorgenfreie Zukunft an der Seite des von ihr geliebten, im Dienste des Hauses Casellinari stehenden Konduktors gesichert sah.

Baronin Sternburg baute ihren Fluchtplan folgendermaßen auf: Sie wollte mit zum Bahnhof, nicht als Herrin, sondern als Dien- stboten. Sie wollte, daß der Köm- mer Postzug zwei Minuten nach dem Wiener Bahnhof Venedig verließ und hoffte, dank der Verwirrung, die knapp vor dem Abgang jedes Ju- ges zu entstehen pflegt, im Gedränge noch rechtzeitig zu dem zweiten Zuge zu gelangen.

Nachts wurde Marietta — so hieß das Stubenmädchen — kofümmt und der erste Versuch auf die Weise un- ternommen, daß das Mädchen auf die Straße geschickt wurde.

Zu ihrer Freude bemerkte die Ba- ronin, daß die Polizisten Marietta sofort folgten. Eine Verwechselung in den Abendstunden war also nicht nur möglich, sondern bestimmt zu erwarten.

Den ganzen Tag über inskurierte sie das Mädchen, so daß dieses über alle Details genauestens informiert war. Sie mußte, sobald sie im referierten Coupé sich befand, die Thür absperrten, knapp vor Pontebba die Perücke ablegen und die Kleider tau- schen, unbemerkt an den Polizisten vorbeistreichen, und ohne sich um et- was weiter zu kümmern, sofort über den Gofinbach wieder auf italienischen Boden zurückkehren. Dort war sie geboren.

Endlich kam die schwere Stunde. Die Baronin ruckte, was auf dem Spiele stand, und spannte ihre ganze Willenskraft an, die Täuschung durch- zuführen.

Der Senator, Marietta und sie saßen im Coupé. Aufstehendes Ger- räusch warnten die drei auf den ent- schwebenden Augenblick. Mit Ruck- licht auf die große elektrische Beleuch- tung des Perrons hatte die Baronin ihrem Kammermädchen einen dichten Schleier umgelegt.

Schon im Wartezimmer bemerkten die Frauen wie ein Mann sie beobachtete. Doch die Aufmerksamkeit, mit der er jeder Bewegung Marietta's folgte, sagte der Baronin, daß der Polizist jene für sie hielt.

Nur die Bewegung mit Doktor Martens fürchtete sie noch.

Als sie auf den Perron hinaustrat, flog ihr Blick suchend die Reihen der Wartenden ab, um den Kommissar zu entdecken. Sie bemerkte ihn erst, als sie knapp vor dem Waggon stand; denn Doktor Martens stand hinter einer Säule.

Rasch hing sie hinter Marietta in den Waggon, um ihr Reiseforb und die Perücke nachzutragen.

Im Coupé rief sie die schwarze Perücke vom Kopfe, trat zum Fenster, nickte dem Vater zu und hielt dem Weibe des Kommissars Hand.

Als sie sah, wie dieser auf den Waggon zuwies, schloß sie rasch die Perücke wieder über ihr Haar, schlüpf- te auf den Gang hinaus und verließ im Augenblicke, als Doktor Martens vorne aufstieg, rückwärts das Coupé.

Agent Huber, an dem sie vorbei mußte, hatte sie schon den ganzen Abend über für das Kammermädchen gehalten und ließ sie passieren.

Während sich der Zug in Bewegung setzte, eilte die Baronin über das Ge- leise und verschwand in einem Coupé dritter Klasse des Römer Postzuges.

In San Sebastiano, einem kleinen Städtchen, verließ sie den Zug unge- fähr um die Zeit, als Marietta in Lüne eintraf. Vorhastig, um ja nicht aufzufallen, meinte sie sich unter die Reisenden und ließ sich vom Ge- dränge bis zur Ausgangstür schieben. Der Portier sah gar nicht auf, als sie ihm die Karte reichte.

Die Baronin ging ein Stück habs- einwärts, miethete dann ein Zimmer und fuhr zur Station zurück, um mit dem um zehn Uhr fünfzig Minuten abgehenden Zuge ihre Flucht fortzu- setzen. Sie ließ eine Karte nach Cincio, einem kleinen Reigen an der von St. Sebastiano abzweigenden Bi- zinalbahn, und nahm wieder in der dritten Klasse zwischen den Bauern Platz.

Nach halbständiger Fahrt hielt der Zug in Cincio.

Der Bahndiener, der auf der Nebenbahn die Karten hätte abneh- men sollen, war nicht zu sehen. Ver- müthlich befand er sich in einem Wirthshause. So gelangte die Ba- ronin, ohne mit jemand zusammen- zustoßen, aus dem Stationsgebäude. Und ohne lange zu überlegen, stapf-

te sie mutig durch den Schnee den Feldweg hinan, der nicht zum Ort, sondern in entgegengesetzter Richtung durch die Ebene lief.

Nach einständigem Marsche tauchte vor ihr ein grauer Komplex auf. In einem der Parterrefensterchen sah sie noch Licht. Sie schritt zu dem beleuchteten Fenster und klopfte leicht an.

Man vernahm das Geräusch na- hender Schritte, dann preßte sich eine runde Wange an die Scheiben. Eine alte Frau richtete ihre Blicke auf die Baronin und sagte:

„Wer ist da?“

Die Baronin antwortete nicht. Sie machte der Alten bloß ein Zeichen.

Die Frau öffnete das Fenster und fragte leise:

„Was wollen Sie?“

Die Baronin neigte sich zum Opre der Alten nieder und flüsterte:

„Ich bin's! Maria! Mach' rasch die rückwärtige Thür auf. Aber mach' keinen Lärm! Und das Licht verlöschen!“

Die Alte sah beim Klange der Stimme erschrocken auf, murmelte ein „Dio mio!“ und verschwand im Zim- mer.

Die Baronin ging ins Haus her- ein. Die Alte erwartete sie schon bei der offenen Thür.

In der Dunkelheit tippete die Ba- ronin voraus, durch einen Gang einer breiten Sitze zu. Man sah, daß sie hier nicht fremd war.

Die Alte öffnete die Thür eines kleinen niedrigen Parterrezimmer- chens.

Die Baronin warf sich erschöpft in einen Lehnstuhl, den ihr die Frau dienlichartig zum Ofen gerückt hatte.

„Verbarg' die Fenster, Brigitta, aber nicht, bevor Du Licht machst!“

Als die kleine Lampe aufflammte, überzeuge sich die Baronin, daß man vom Felde aus nicht ins Zimmer sehen konnte. Dann rief sie die Perücke vom Kopf und warf sich wie- der aufweisend in den Lehnstuhl.

„Bring' mir warme Kleider und trockne Schuhe. Nicht friert!“

Die Alte humpelte zur Thür.

„Nicht von oben. Gib mir schnell einen alten Rock Marietta's; Schübe von ihr werden wohl auch da sein.“

„Madonna mia, das grobe Zeug wollen Frau Baronin anziehen? Und mit den Holzpatzeln werden Frau Baronin ja gar nicht gehen können! Ich mache ja nur einen Sprung hin- auf, ich bin gleich wieder da.“

„Nein, bleib'! Befehl Maria.“

„Ich will kein Licht oben. Mach' nur rasch und bring', was ich gelangt ha- be!“

Mit Hilfe der Alten war die Ba- ronin bald umgezogen.

Ein paar Scheile Holz wurden aufgelegt. Im Kamin prasselte ein lustiges Feuer auf und warf seinen Schein über die alten Möbel, über die keinen angeammelten Heiligens- lichten und vorbereitete wohlgelüfte- te Wärme.

„Jetzt mach' mit einem Thee,“ sagte Maria.

Während die Alte auf einem Schnellfeuer Wasser kochte, sah die Baronin blühend vor dem Ofen. Mandmal schauerte sie zusammen.

„Hör' mich an, Brigitta. Nie- mand darf wissen, daß ich hier bin, verheißt Du? Holt Deine Junge hübsch im Zaum. Wo wirst Du mich unterbringen?“

„Wollen die gnädige Frau Baro- nin nicht in Ihr Zimmer?“

„Wo denkst Du hin? Wenn plötz- lich im ersten Stod des Herrenhauses Licht würde, dann wüßte man ja auf Weilen, daß jemand hier ist. Nein, ich bleibe nur ein bis zwei Tage da, und wenn Marietta morgen eintrifft, wird sie schon irgendwo Platz finden.“

„Marietta kommt morgen?“ rief die Alte erfreut.

„Ja, das heißt, ich hoffe wenig- stens.“

Die Freude, ihr Kind wiederzuse- hen, belebte die alte Brigitta sichtlich. Sie verließ rasch das Zimmer.

Die Baronin hörte, wie sie in ei- nem der Nebenräume das Feuer auf- schürzte, Möbelstühle richtete und sich allerlei zu schaffen machte. Nach ein- ner Viertelstunde meldete sie, daß al- les bereit sei.

„Es wird gut sein,“ meinte sie mit müthlicher Besorgnis, „wenn die gnädige Frau Baronin sich gleich nie- derlegen. Sie sehen so blaß aus.“

Die Baronin begab sich sofort zur Ruhe. Das Bett war zwar etwas hart und ihr Kopf voll schwerer Sorgen, aber die Müdigkeit überwäl- tigte sie. Der einständige Marsch durch den tiefen Schnee hatte sie zu sehr erschöpft.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Baronin die Augen wieder aufschlug.

Im Nachbarzimmer war der Früh- stückstisch gedeckt und ein alter, grau- er Mann nahm respektvoll die Spei- se aus dem Wunde und wuschelte sie tief, als die Baronin eintrat.

„Nicht nicht ihm freundlich zu- sagen!“

„Zimmer wohnt? Ihre Frau hat Ihnen doch schon gesagt, daß Sie reinen Mord halten sollen! Hat die Post etwas gebracht?“

„Ja, einen Erpreßbrief an meine Frau von Marietta. Sie findet ih- re Ankunft mit dem Nachmittags- zuge an.“

„Gott sei Dank!“ rief die Baronin aus.

„Marietta läßt der gnädigen Frau Baronin die Hand küssen,“ fuhr der

alte fort, „und mittheilen, daß al- les ganz glatt abgelaufen ist.“

Die Nachricht brachte der Baronin eine kleine Veruhigung. Deswegen- achtet war sie sehr nett und konnte Marietta's Ankunft kaum erwarten. Endlich vergingen auch diese Stun- den.

Die Baronin schloß sich mit dem Mädchen sofort ein. Was die zu be- richten hatte, war nicht viel.

Sie war von Pontafel sofort nach Pontebba zurückgekehrt, hatte sich in ei- nem kleinen Wirthshause einquartiert und war am nächsten Morgen bis zur nächsten Station gegangen, um mit einständigem Aufenthalt in Venedig hiberngezuhen.

Marietta brachte ein Telegramm mit, das gestern spät abends für die Baronin in Venedig eingetroffen war. Es lautete:

„Alles besorgt. Ich verläßt mor- gen abend Wien und bringt das Ge- wünschste.“

„Nun ist alles gut!“ seufzte die Baronin erleichtert auf.

Dann kamen wieder trübe Geban- ten. Hoff den ganzen Tag sah die schöne Frau in dem Lehnstuhl und brütete vor sich hin.

Brigitta und Marietta waren ängst- lich um sie bemüht. Die Herrin sie- lebte sie jedoch entschieden ab.

Am Abend nach dem Nachtschlaf sagte sie zur alten Brigitta:

„Morgen nachmittags wird mit dem Zuge, mit dem Marietta heute getom- men ist, ein Herr einreisen und nach mir fragen. Mach' in den oberen Zimmern Ordnung und führ' ihn in den kleinen grünen Salon. Am Abend reise ich dann ab. Du, Ma- rietta, bleib' heute nacht in meiner Nähe, vielleicht brauche ich Dich. Ich fühle mich nicht ganz wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Stätte der Astronomie.

Bei einer neuen großen Sternwarte in Berlin.

Schon seit Jahren hatte sich der Neubau der Berliner Sternwarte als notwendig erwiesen, denn die alte Warte war nicht nur wegen ihrer Lage mitten in der großen Stadt, sondern auch wegen ihrer, für die Gegenwart unzulänglicher Instru- mente, nicht mehr der Höhe der Zeit. Die Hauptveranlassung für den Neubau bildete die Ermittlung einer geeigneten Vertheilung, die nicht nur äußere Ruhe, sondern auch klare Luft gewährte, und außerdem nicht weit von Berlin entfernt ist. Ein solcher Bau- platz fand sich endlich vor mehreren Jahren auf einer Anhöhe neben dem Schloßpark Babelsberg, in einem fast flachhüglichen Gelände von über 5 Hektar Größe. Im Auftrage der Re- gierung wurden dort im Sommer und Herbst Versuchsbeobachtungen ange- stellt, die bezüglich der Luftverhält- nisse sehr befriedigende Ergebnisse lieferten. Durch politische Verordnungen ist die Anlage von Fabriken auf dem benachbarten Neubabelsberger Gebiet verbotener, und andererseits schlug die Parks von Babelsberg und Glienicke vor Fabrikbauten. Diesen äußeren Vorzügen der Lage werden die neuen Instrumente entsprechen, die zwar nicht an unsere Reifeinstrumente her- anreichen, aber doch von respektabler Größe und Leistungsfähigkeit sind.

Hierin gehört für direkte Beobach- tung mit dem Auge ein Refraktor von 24 Zoll Objektivöffnung, dann ein großes Spektroskop, dessen Spiegel 44 Zoll im Durchmesser hat und das zu photographischen Aufnahmen der Himmelskörper und ihrer Spectra dienen soll. Dieses Instrument wird zunächst das größte seiner Art in Deutschland sein, heißt aber freilich dem auf Mount Wilson befindlichen Teleskop von 90 Zoll Spiegel- durchmesser erheblich nach. Ferner ist ein Abstrahlrohr von 15 Zoll Objektiv- durchmesser in Aussicht genommen, sowie mehrere Instrumente zu höchst genauen Ortsbestimmungen am Him- mel. Sämliche Instrumente sind seit Jahresfrist in Ausführung begriffen. Natürlich erfordert die Auffstellung dieser neuen wie der noch brauchbaren älteren Instrumente große neue Ge- bäude, und ebenso sind Wohnhäuser für die Astronomen und sonstigen Beamten erforderlich. Diese um- fangreichen Bauten sind seit Juni vorigen Jahres in Angriff genommen und rasch gefördert worden, daß das Hauptgebäude bis auf die Drehstü- peln für die Fernrohre und die Wohnhäuser des Direktors und der Astronomen ihrer Vollendung entgegen- stehen. Die Ueberführung der Berliner Sternwarte nach Babelsberg wird voraussichtlich im kommenden Frühjahr vorgenommen werden.

— Anno c. Dichter, Natur- wissenschaftler, sucht einen Be- zugsort, dem es auf ein paar Monate Gefängnis nicht ankommt.

— Eingekerkert. Junger Ged: Ich denke es mir schrecklich, wenn im Alter beim Menschen die Geistes- kräfte abnehmen.

Alter Herr: Das wäre bei Ihnen einmal ganz unmöglich!

— O weh! Mama: „Einen Liebes- Briefsteller muß ich unter Deinen Büchern finden — es ist un- erträglich! Wo hast Du den her?“

Lothe: Der lag auf dem Boden in der Kiste, in der Deine Bücher aus der Pensionatszeit liegen.

Leutefelig.

Kaiserliche Anstalten vom Schweizer Kaiserreich.

Einige hübsche Nachklänge aus den Tagen des Kaiserreiches in der Schweiz werden jetzt bekannt. Be- stehend war es, wie unterrichtet der Kaiser sich über Schweizer Persönlich- keiten zeigte. Als am Bahnhof Zürich der Bundespräsident Forrer den Bun- desrat Motta vorstellte, begrüßte ihn der Kaiser mit den Worten: „Guten Abend, Herr Bundesrat! Nicht wahr, Sie haben ja in Heidelberg summa cum laude doctoriert?“

„General v. Motta begrüßte, als er auf dem Bundesrat dem französischen General Pau vorgestellt wurde, diesen mit den Worten: „Ah, wir haben ja Anno 70 einander ge- kennet.“

„Ja,“ sagte der Fran- zose, „indem er auf seinen Armstumpf hin- wies, „ich schreibe es heute noch.“

Der Kaiser sprach lebhaft gefühlvoll mit Pau auch über die neuen fran- zösischen Uniformen; die Kopfbedeckung wollte ihm gar nicht gefallen, er nannte sie unter lebhaften Gesten „Affreuz, braiment affreuz.“

Nachdem General Pau seine Kopf- bedeckung mit höflichen Entgegnungen in Schütz.

Bis zum letzten Augenblick war der Kaiser außerordentlich guter Laune. Beim Abschied auf dem Berner Bahn- hof sagte er z. B. Herrn Dinichert, dem Kommissar der Festlichkeiten, lachend: „Ich weiß, was Sie denken; Sie denken: Na, Gott sei Dank, jetzt bin ich im Loch!“

In Zürich fragte der Kaiser den Vertreter des Werk- meisterverbandes, wie alt die Mitglie- der des Verbandes seien. Die Ant- wort lautete: zwischen 25 und 65 Jahren. „So,“ sagte der Kaiser, „mit 25 Jahren schon Meister? Unheimlich wird 70 Jahre und ist noch nicht Meister!“

Rehrere Vertreter der Gesellschaft deutscher Studirender (Teutonia) fragte der Kaiser, welches ihr Stu- dium sei. Der eine antwortete: Medizin, die beiden anderen: Chemie. „Also Sie sind Bazillenfänger,“ sagte der Kaiser lachend zum Mediziner, „und Sie (zu dem Chemiker) Gift- mischer.“

Dann fuhr der Kaiser, ernst werdend, fort: „Es ist erstaun- lich, wie die Chemiker alles fertig- bringen. Jetzt können sie sogar Kaut- schuk synthetisch herstellen. Ich bin neulich auf einem Wagon gefahren, dessen Achsen aus künstlich herge- stelltem Kautschuk angefertigt waren. Und wissen Sie, aus was der künst- liche Kautschuk gemacht wird? Aus Alkohol! Sorgen Sie dafür, daß genug Alkohol übrig bleibt!“

Ein Soldat meinte zu seinem Kameraden, als er den Kaiser in den Schützengrä- ben mit den Mannschaften sich unter- halten sah: „Er ist weniger stolz als unser Leutnant.“

Einen Soldaten fragte der Kaiser nach der Distanz bis zu einem ange- gebenen Punkte: „Oh, es werden so 600 Meter sein, Herr Hauptmann!“

antwortete der biedere Füllier, der den Kaiser für einen fremden Offi- zier hielt. Eine lustige Episode er- eignete sich ebenfalls bei der Automo- bilsfahrt insMandergelände am ersten Mandertag. In der Freuentelung, die eben im Sprung besetzt worden war, riegelte und wühlte ein Füllier an seinem Gewehr. Der Kaiser fragte ihn: „Was machen Sie da?“

„Füllier: Ich tue den Dreck usgrüßliche Herr Hauptmann, ich bin drum um- abgeht!“

Der Kaiser verstand natür- lich kein Wort von der Antwort und wies sie sich von seinem Schweizerischen Begleiter ins Hochdeutsch übersehen, worauf er herzlich lachte.

Die Kirche von Vorodino.

Die Kathedrale von Vorodino, der stumme Zeuge der gewaltigen Schlacht an der Moskwa, ist 1697 erbaut. Im Jahre 1812 wurde sie während der Schlacht sowohl von französischen wie von russischen Kugeln getroffen und weil man fürchtete, daß sie ein Raub der Flammen werden könnte, brachte man alle wertvollen Gegenstände in Sicherheit. Nach Venedigung des Feldzuges wurde die Kirche restauriert, aber noch heute sieht man die zahlreichen Spuren der Gewehr- und Geschützkugeln.

In der Kirche befindet sich ein Altarbild, das der Patriarch von Jerusalem dem Kaiser Alexander II. geschenkt hat. Dies Kreuz ist nach seinem Stil und den es umgebenden Figuren zweifellos deutscher Her- kunft. Es stammt aus der Zeit der Kreuzzüge und ist wahrscheinlich von Kreuzfahrern nach Jerusalem gebracht und dort in einer Kapelle aufgestellt worden.

</